

In Eclairungsnot

Von Wiglaf Droste



Ich liebe den Kalauer, und ich hasse Zwanghaftigkeit. Beides lässt sich nur vereinen, wenn man schwerste Widersprüche auszuhalten in der Lage ist. Die Süße kredenzte mir Eclairés zum Espresso; naseweis dankte ich ihr: Oh, Eclairés! Kannst du mir das eclairen?

Eine so noch niemals gefühlte Abscheu durchströmte mich; schalk-anfallartig begriff ich, dass ich professionelle Hilfe in Anspruch nehmen musste. Die Nummer des zentralen Kalauerndienstes hatte ich mir schon vor Monaten notiert, nun rief ich endlich an. »Kalauerndienst, der Anschluss von Günther Willen«, hörte ich und war schlagartig erleichtert. Günther Willen! Der König des Kalauers, der Meister, der Doyen! Der Mann, der mit »Niveau ist keine Hautcreme« das Standardwerk für Kalauerabhängige geschaffen und von dem exzellenten Honorar seine Suchttherapie finanziert hatte! In bessere Hände konnte ich gar nicht kommen!

Willen war selbst am Aparat und hörte geduldig zu. Oldenburg, wo er residierte, war für mich geographisch zu weit entfernt; er empfahl mir, eine regionale Selbsthilfegruppe aufzusuchen, das Dortmunder Kalauerkollektiv Schwarz-Gelb e. V. genieße einen exzellenten Ruf, die Methode der Suchtausleierung durch Übersättigung nach Professor Doktor Küppersbusch, die auf den legendären und bahnbrechenden Kurt C. Hose zurückgehe, sei einzigartig.

Entsprechend und einzigartig bedanke ich mich bei der Koryphäe, die das »als Koniferen unter Kollegen« bescheiden zurückwies. Dann klingelte ich in Dortmund durch, um von Stund an auf den Küppersbusch zu klopfen und auf dem Teppich und du zu bleiben.

Ein Treppenhaus in einem typischen Berliner Mietshaus. Ächzend und stöhnend arbeitet sich jemand die Stufen hoch. Ins Bild kommt ein älterer Mann mit weißgrauen Haaren, der Kohlen schleppt, um sie in der Wohnung eines Kunden zu stapeln. Die Kamera bleibt an ihm dran, macht die Anstrengung fast quälend spürbar. Als Ahmed Özdemir vor 35 Jahren Kohlenhändler wurde, trug er noch bis zu 100 Kilo – eine Kiste Briketts und einen Sack Eierkohlen im Nacken. Heute schafft Özdemir noch 30 Kilo auf einmal. Die kräftezehrende Szene, in der er die Kohlen in die Wohnung des Regisseurs und Schauspielers Volker Meyer-Dabisch schleppt, steht an Anfang und Ende von dessen Langzeitporträt, das nicht nur die näheren Lebensumstände eines der letzten Berliner Kohlenhändler festhält, sondern auch ein Kreuzberg, das im Verschwinden begriffen ist.

Ahmed Özdemir kam 1979 nach Berlin, war zunächst Angestellter, 1981 hat er dann in SO 36 seinen eigenen Laden aufgemacht, die Kohlen- und Brennstoffhandlung Ecke Ohlauer und Wiener Straße. »Kömürücü«, zu deutsch: Kohlenhändler, stand groß auf dem Schild mit türkischem Halbmond über dem Geschäft. Regisseur Meyer-Dabisch wohnt um die Ecke und ist seit 1993 Kunde. Über die Jahre entstand eine freundschaftliche Beziehung. Seit 2001 hat Meyer-Dabisch den Alltag der säkularen Einwandererfamilie dokumentiert, die Bilder aus den ersten Jahren sind noch schwarzweiß. Schon damals war das Ende der Kohleöfen absehbar. »Bis 1994/95 hat sich die Kohle gelohnt, danach kannst du es vergessen«, sagt Özdemir. »Ich sollte eigentlich 1995 aufhören.«

Auf den älteren Aufnahmen führt Özdemirs Frau Sevilai noch das Geschäft, in dem schon nicht mehr nur Kohlen angeboten werden. Im Schaufenster hängt Getränkewerbung. Zum Sortiment gehören Flachmänner und Jogginghosen. Sevilai Özdemir, eine starke und vitale Frau, erinnert sich, wie Ahmed aus der Türkei zur Brautschau nach Berlin kam und um sie warb, schüchtern,

Abschied von Kreuzberg

Der »Kömürücü« (Kohlenhändler) als »Herkules«: Ein filmisches Langzeitporträt. Von Matthias Reichelt

aber hartnäckig. Als sie die Hochzeit in letzter Minute platzen ließ, wollte er das nicht einsehen und sie entführen – sie schaltete die Polizei ein. Wenig später kamen beiden doch zusammen, aufgrund ihrer Anzeige erhielt Ahmed zwei Jahre lang kein Visum für die BRD und lebte illegal in Berlin. Wenn es in dieser Zeit an der Wohnungstür klingelte, rief Sevilai gerne mal: »Ahmed, Polizei! Verstecke dich!« Er sei jedesmal panisch unter das Ehebett gekrochen, sagt sie mit schalkhaftem Lachen. Die beschwerliche Arbeit bringt wenig ein. Nicht mal das Geld für eine Klassenfahrt eines Sohnes. Aber diese »Gastarbeiter-Familie ist heimisch geworden in Kreuzberg.

Nicht zuletzt über die Frage, mit welcher Geschäftsidee sich nun Geld machen ließe, zerbricht Anfang 2006 die Ehe. Ahmed verbringt ein paar Tage auf der Straße und einige Wochen im Obdachlosenheim, bevor er Sevilai aus dem Laden wirft, der nun auch seine Wohnung wird. Drei Jahre später schließt er die Kohlenhandlung. Seitdem beliefert er nur noch Stammkunden.

Am letzten Abend vor Schließung des Ladens kommen Freunde und seine Söhne vorbei, Erinnerungen werden ausgetauscht, leise Wehmut kommt auf. Aus dem ältesten Sohn Oktay Özdemir ist ein bekannter Schauspieler geworden, der allerdings allzu häufig klischeehaft als türki-

scher Bandenjugendlicher besetzt wird. Die Kohlenhandlung erklärt er rückblickend zum mythologischen Ort: »Hier bin ich zum Mann geworden, und mein Vater war wie Herkules für mich.« Der Vater fügt hinzu: »Und er ist zwischen Kohle und Holz geboren.« Nun muss sich Ahmed etwas Neues aufbauen, denkt über einen Eisladen in Neukölln nach.

Der Abschied von dieser Kohlenhandlung steht auch für den Abschied von einem Kreuzberg für Menschen, die auf preiswerte Mieten angewiesen sind.

■ »Herkules«, Regie: Volker Meyer-Dabisch, D 2017, 72 min., bereits angelaufen



Aus der Neuköllner Eisdielen wurde nichts: Ahmed Özdemir

Der britische Dirigent Daniel Harding hatte recht, als er vor seinem Auftritt bei den »Proms 2013« im BBC-Interview erklärte: »Der stilistische Kanon, mit dem wir das Repertoire des 19. Jahrhunderts spielen, funktioniert mit Brahms und so. Angewendet auf Schumann, ist er eine Katastrophe.«

Wahrscheinlich ist er auch angewendet auf Brahms und Mendelssohn eine Katastrophe. Dass es um Robert Schumann aber besonders schade ist,

Prüfstein Nummer eins

Schumanns »Peri« kommt unter dem Dirigat des Briten Daniel Harding erstmals voll zur Geltung. Man kann das auf Youtube überprüfen

wird augenblicklich klar, wenn man Daniel Harding – das Licht am Tunnelende – Schumann dirigieren hört.

Prüfstein Nummer eins: »Das Paradies und die Peri«, Kronjuwel unter Schumanns vielen Edelsteinen. Andere – Harmoncourt, Rattle, Gardiner – befreiten das Stück in jüngerer Zeit per CD-Einspielungen aus unfassbar langer Vergessenheit. Nun aber wurde Hardings Dirigat vom vergangenen Dezember auf Youtube hochgeladen, mit dem Orchester de Paris und einem mit Christiane Karg, Kate Royal, Andrew Staples, Gerhild Romberger und Matthias Goerne perfekt besetzten Sängersert.

Schumann hatte das Endziel Oper im Auge. Bei Harding erfährt man, wie einzigartig wurde, was dabei herauskam. Ein weltliches Oratorium? Mit Haydns »Jahreszeiten«, dem Prototyp, verbindet die »Peri« nicht viel. Schon Schumanns Orchester klingt sehr anders; es ist mit den damals neuen Becken, Trommeln, Triangeln, Ophikleiden (eine Art Kontrabass-

fagott), Harfen und Ventiltrompeten instrumentaltechnisch auf dem Höchststand der musikalischen Produktivkräfte der 1840er Jahre.

Harding schwelgt in den verschiedensten Orchesterfarben und Rhythmen eines Komponisten, der experimentell vorging wie auf andere Art zur selben Zeit nur Hector Berlioz. Musik des Bürgertums in der frisch industrialisierten Welt, entstanden aus dem Geist von Lied und Sinfonie. Nichts mehr von Gemütlichkeit, Biedermeier, Romantikschemus beim nicht nur unterschätzten, sondern lange auch missverstandenen Orchesterkomponisten Schumann.

Harding macht Dampf. Die festen Konturen seiner Schumann-Lesart, verknüpft mit dem sicheren Gespür für die richtige, das heißt »demokratische«, hierarchieferne Balance der Instrumente lassen die neuartig einfalls- und abwechslungsreiche Orchestrierung hören wie noch nie.

Handlung, Dramatik, Theater? Nebensache. Wenn überhaupt, findet

man die Ingredienzen der Oper in der mal furiosen, mal lyrisch verdüsterten Orchesterpartitur. Auch der Text – belanglos. Im Zusammenwirken von mit licht- und freudetrunkenen Melodien gesegneten Stimmen und einem Orchester, das überwiegende Homophonie und brillante Mehrstimmigkeit ineinander führt, entsteht etwas, das Schumann in Ermanglung passenderer Begriffe am Ende »Dichtung für Stimmen, Chor und Orchester« genannt hat.

Der Leipziger Premiere 1843 folgten 50 Aufführungen, die »Peri« war ein Riesenerfolg. Im vergangenen Dezember in Paris – siehe Youtube – waren die Leute wieder ganz aus dem Häuschen. Recht so.

Stefan Siegert

■ Robert Schumann: Das Paradies und die Peri (Op. 50) – Karg, Staples, Goerne et al., Choeur et Orchestre de Paris, Harding auf youtube.com/watch?v=yRIJ7m50QC

Ossietszky
Zweiwochenschrift für Politik / Kultur / Wirtschaft

Conrad Taler **Und sie schämen sich nicht**
Otto Köhler **Von Schröder lernen**
Klaus Nilius **Zum Heulen**
Susanna Böhme-Kuby **Vereintes Europa?**
Ulla Jelpke **Kuschen vor dem Terrorpaten**
Renate Henneke **Späte Entschuldigung**
Reiner Braun **USA: Das Land verändert sich**

Bestellung
Jahresabo / Geschenkabo
25 Hefte € 58,- (Ausland € 94,-)
Halbjahresabo / Geschenkabo
12 Hefte € 32,-
Jahresförderabo € 104,-

Ossietszky Verlag GmbH
Siedendolsleben 3 · 29413 Dähre
ossietsyk@interdruck.net
Tel. 039031.950.596
Fax 039031.950.796
www.ossietsyk.net

Zwanzigster Jahrgang **7**
1. April 2017 € 2,80